

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 46 (1941-1942)
Heft: 21-22

Artikel: In dunkler Bauernstube
Autor: Ullmann, Regina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-314457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Schweizerischer Lehrerinnenverein

Präsidentin: Emma Eichenberger, Morgentalstr. 21, Zürich 2

Schriftführinnen: Marie Haegele, Paradiesstr. 56, Zürich,
und Gertrud Bernet, Klosbachstr. 73, Zürich

Kassierin: Emmy Leemann-Biber, Kürbergstr. 16, Zürich-
Höngg, Postcheck VIII 7630, Zürich

Stellenvermittlungsbureau: Fr. Bürki, St.-Alban-Vor-
stadt 40, Basel

Schweizerisches Lehrerinnenheim: Wildermettweg, Bern

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstr. 28, Zürich
Tel. 4 54 43

Expedition und Inseratenannahme:
Buchdruckerei Büchler & Co., Bern, Tel. 2 77 33

Jahresabonnement: Fr. 5.—

Inserate: Einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp.

46. Jahrgang

Heft 21/22

20. August 1942

In dunkler Bauernstube

Ein abgeklärter, grundgütiger Bauer hat mir einstmals zu einem denkwürdigen Erlebnis verholfen. Und wenn dasselbe auch so einfacher Natur ist, daß es von ferne ein wenig an alte Kalendergeschichten erinnert, so mag ich es doch nicht gerne verkümmern und in Vergessenheit geraten lassen.

Es war spät am Abend, und die ganze Familie saß ausruhend in der stockdunkeln Stube. Obwohl sie nämlich « habliche Leute » waren, so hielten sie es doch, samt und sonders, wie sie da saßen, nicht für nötig, « Licht zu vergeuden ». Sie meinten nicht nur, es trage rein nichts ab, sie waren sogar schon dahinter gekommen, daß ein ins Dunkle gesprochenes Wort ein Gewicht gewinnen könne, das ein ins Licht und in den Tag geredetes schwerlich besitze, und daß man, auf den Anblick der Gestalt und des Gesichtes dieses seines Gastes verzichtend, um so mehr Wert auf Sinn und Ton des Wortes lege. Und wenn dieses Betragen den Fremden gegenüber unhöflich genannt werden mußte, so gehörte es doch von jeher auch zum Stil der Bauern, daß sie den Ungerufenen nicht ermunterten, sondern ihn höchstens gewähren ließen. Vorausgesetzt, daß er nicht mit seinen lehmdurchweichten Nagelschuhen von dem rupfenden Läufer achtlos beiseite ging, während sie alle ihre um vieles saubereren Holzschuhe vor der Hausschwelle abstreiften und in schafwollenen Strümpfen, schonenden Schrittes sich dahinbewegend, die Achtsamkeit selber zu sein schienen. Das gehörte zu ihren Gepflogenheiten, selbst bis auf den derben Spaß, den sie mit dem, der da seinen Vorteil bei ihnen zu finden hoffte, trieben und welchen sie in ihrer « aufreizenden Bauerngesundheit » « Fangermandl spielen » nannten. Von wegen weil der Fremde in der Nächtigkeit der Stube zu einem hinüberredete, den er gar nicht meinte, und einem antwortete, der ihn nichts gefragt hatte, und ihm mit seiner ganzen Redseligkeit doch nicht ein Ei, ein Quäntchen Butter abschwatzen könne, weil nämlich die alte Mutter das jedem Zustehende ohnedies sorglich beiseite getan und durch den endlosen Zulauf der « Hamsterer » an ihre Unbestechlichkeit sich noch viel strenger gebunden fühle. Sie kam wohl manchmal herein oder fing an der Türe ein Wort auf, aber wenn sie merkte, daß das Gespräch wie eine Spule erst anfing sich voll zu laufen, wandte sie sich wieder ihren Kacheln und Töpfen zu und trug Sorge, nicht hinter der heischenden Ordnung der jugendlich Waltenden zurückzustehen. Und was ist verehrungswürdiger als die sich mühselig abringende Arbeitsmühle letzter Alterskräfte, ihr einfach simples Bestreben. Aber obgleich sie das ganz zu erfüllen schien, so sah sie doch recht sauer drein und schalt die Jungen heimlich aus, wenn sie so einen « armen Teufel » sich das Herz aus

dem Leibe reden ließen. Und manchmal kam sie auch schamhaft und entnahm ihrer Schürze ungefragt das, was dieser « letzte » dieser sich Aufdrängenden noch zu erhoffen gewagt hatte. Aber auch dann nahm der Unbekannte nicht allemal seinen schweren Weg unverzüglich wieder auf, denn er war nun einmal im Reden! Und dem alten, sichtbarlich dem Tode entgegenseichenden Bauern aber, der eine um die andere Nacht schlaflos verbrachte, ihm waren diese späten und unterhaltenden Abendstunden erwünscht, und er rätselte noch lange an den im Dunkel herumstehenden Gestalten fort, wenn diese längst in ihre ärmliche Stadtwohnung zurückgekehrt waren und da aufatmend « Gott sei Dank! » sagen mochten.

Sei es nun, daß ein abgerissener und müder Mensch nicht mehr viel auf Wahrnehmungen gibt und auf rechtdürftige Art eben noch an sich und seine eigensten Vorteile denkt, oder weil er gar hofft, eine häusliche Ordnung wie diese hier mit bloßem Wortschwall umstoßen zu können: er redet! Spricht um Eier, Butter und Mehl herum und scheint auf seinen neuen Lebenspfaden die Kunst erlernt zu haben, ein und dieselbe Sache auf hunderterlei Arten zu erzählen. Selbst die Kinder bedeuten: Butter, Eier, Schmalz! Und wenn er es mit der Vorsicht nicht mehr schaffen kann und ihn plötzlich abbrechen muß, diesen Eiertanz der Worte, dann hält ihn auch sein Bedenken nicht mehr davon ab, es mit dem Entgegengesetzten zu halten und sich zu der Verwahrlosung, in die ihn die unglückseligen Zeiten mehr und mehr hineingezogen haben, ohne Scham offen zu bekennen. Und Zuhören verpflichtet. Verpflichtet sogar zu einem Mitleid, wo vielleicht mit Strenge und Zurückhaltung, ja mit hartherzigem Vor-die-Türe-Weisen Besseres erreicht worden wäre. Denn wenn man von schlecht beaufsichtigten Kindern und einem Dotschengericht auch noch fortläuft, dann verlieren sich die an die Gasse mehr als an das Haus Gewöhnten, noch ehe man zurückgekehrt ist, und das bißchen Schmalz und echte Zutat lassen die Schalheit der Mahlzeiten eines solchen mutterlosen Haushaltes keineswegs vergessen.

Am Tage wäre dasselbe Gespräch der wegbestaubten Hamsterin vielleicht anders ausgefallen. Denn die klösterliche Ordnung (Bauernstand und Mönchtum haben recht viel Verwandtes miteinander, wenn da auch ein Paar Schuhe statt zwei unter dem Bett stehen müssen), diese Ordnung hält jeder Rede die Zügel. Aber an diesem Abend versuchte der Bauer es auf vielerlei Arten, ehe es ihm auf eine einzige zu gelingen schien. Und das auch nur, weil auch er gleichsam « im Fortgehen », wie er sein Siechtum nannte, begriffen war und wohl wußte, wie nützlich es für einsam Zurückbleibende sein konnte, da noch ein ernstes Abschiedswort zu vernehmen. « Und vier Kinder haben Sie, Frau, und die haben Sie alle erziehen müssen? Das ist arg, da können Sie mir aber leid tun. » Das sagte der Bauer sachte. Weil aber die Frau Mitleid und Bejahung aus diesen Worten herauszuhören glaubte, so erwiderte sie beflissen und sich überstürzend: « Ja, vier Kinder, und was für eigenwillige . . . » Und sie erzählte nur so neben anderem, wie ihr an dem Kirchweihtag eine habliche Bäuerin einmal einen Gugelhupf mitgegeben, und wie die Buben zu Hause ihn in zwei Stücke auseinandergerissen hätten, nur um recht rasch zu ihrem Anteil zu gelangen und die andern Brüder womöglich zu übervorteilen. Das sei eine Arbeit, so vier Buben im Zaum zu halten! Und bald sei es schlimmer, wenn jeder für sich etwas allein im Schilde führe, und bald, wenn sie alle zusammen hülfern: so und so könne man ihrer nicht

mehr Herr werden. Und jetzt, wenn sie heimkomme, sei das erste, das Mitgebrachte vor ihnen zu verstecken, vorausgesetzt, daß es der Gendarm am Bahnhof ihr nicht bereits abgenommen habe.

Der Bauer schämte sich zwar im stillen der einfachen Ordnung seiner in Nacht gehüllten Stuben, einer Ordnung, von der er fühlte, daß sie auch ein Geschenk des Himmels und eine Dreingabe darzustellen habe. Und doch wehrte er sich auch dagegen, dieses Glück ganz und gar « umsonst » von oben erhalten zu haben, nahm das Gespräch noch einmal auf und sagte abermals (man fühlte schon sein auflichtendes Lächeln aus dieser Frage heraus): « Und vier Kinder haben Sie gehabt, und die haben Sie alle erziehen müssen? Soso, jaja. Aber bei den meinen war das nicht so. Sehen Sie die acht? Oder nein, Sie sehen sie ja nicht. Die gehören alle mir, wie sie da lang und breit auf den Bänken sitzen, um auszuruhen. Aber ich habe nur einen erziehen müssen. » — « Oh! », und das « Oh! » klang ganz rund und betroffen: « Nur einen? Ja, wie denn nur einen, wenn Sie doch in Wirklichkeit ganze acht gehabt haben? » Es war ihr, als könne sie in dieses Haus nun nicht mehr gehen, um Butter, Eier und Schmalz zu bitten; ja, als sei diese absprechende Gegenfrage die Absage in eigener Person. Denn noch immer und unaufhörlich kreisten ihre Gedanken um diese lebenstärkenden Güter herum. Aber sie wollte es doch einmal mit dem Verständnis dieses alten Landmannes versuchen, und so frug sie denn einigermaßen nachgiebig, obwohl sie es im Innern besser zu wissen glaubte, was man schon mit vier Buben auszustehen habe: « Ja, wie denn bei acht nur einen? » — « Ja nun », gab der aus dem Dunkel nochmals die Antwort, eingedenk des Todes, der sickelbereit unmittelbar hinter ihm stand und ihn zu mahnen schien: « Das weiß man halt nicht immer so, Frau. Da gibt es gar vielerlei, was drauf hinaus will. Aber warten Sie einmal, vielleicht kann ich doch so etwas wie ein Beispiel aus unserer bäuerischen Haushaltung herausfinden. » Und es war wohl nicht zufällig, daß ihm während dieses kurzen Nachsinnens in diesen seinen letzten Tagen die jüngsten Tage seiner Ehe einfielen, und daß er plötzlich sie wie mit den Augen der Ewigkeit ansah und so, als ob sie in eben dieser selben Stube noch gegenwärtig seien. « Ja », sagte er darum, dankbar erfreut, « da fällt mir schon das größere Ende einer alten Wahrheit ein. Der Michel war dazumal seine zwei Jahre alt und saß, wo er auch heute sitzt, und schlug mit seinem Löffel auf den Tisch ein und krakeelte dazu. Das sollte „Suppe“ und „Hunger“ heißen. Erst fand ich das auch kurzweilig, aber so ein Kind hat Kraft, und was noch viel mehr ist, es hat Ausdauer, und es wollte mir nicht scheinen, daß es so mir nichts dir nichts mit diesem seinem Spiel aufhören würde. So stand ich einstweilen von meinem Kanapee auf und setzte mich neben das Kind, um ihm zu zeigen, wie weh dieser Lärm einer toten Sache auch einem selber zuweilen tun könne. Indem ich den kleinen Burschen nämlich bei seiner runden Faust nahm und solcherweise mit dem Löffel in seinem Fäustchen bald auf den Tisch, bald gegen die große irdene Schüssel und bald auf sein goldenes Dächlein klopfte. Was er zuerst für ein Spiel hielt und lustig dazu lachte, bis er ein bißchen nachdenklicher dreinschaute und bittend mir ins Gesicht sah, damit ich dieses „Gspül“ aufhören möge. Aber ich ließ nicht so schnell von ihm ab, sondern machte noch ein paarmal den Kehrum und sagte dazu, nicht grad bös, aber eindringlich, so daß er's verstehen sollte: Gell, das tut weh, Michel, wenn man mit dem Löffel so dreinhaut? Das tut

im Kopf drin weh, viel weh, und tut dem Tisch da weh und der Schüssel auch, schau einmal! Gell, Michel! Soll ich das „Gspül“ jetzt aufhören? Und als er fleißig nickte, auf daß seine ihm selber zugefügten Schläge nun ein Ende nehmen möchten, da ließ ich das Fäustlein und legte den Löffel daneben. Und er rührte ihn an dem Abend nur noch zum Essen an. Und am nächsten Abend wieder nur, und bald zwei Jahre hatte ich Ruhe. Da saß auch schon ein Kleiner neben ihm, der kaum zum Tisch hinaufgucken konnte. Und tastete nach dem Löffel und hieb drein, noch besser als der größere. Als sei er mit dem Löffel allein auf der Welt. An dem Tag war ich grad steinmüde, sah auch die Mutter ab und zu gehen und dachte mir: Das kann ja gut werden. Wenn nun wieder eins kommt und da am Tisch sitzt und ein vierter und ein fünftes, und jedesmal kannst du aufstehen und kannst es mahnen! Ja, ich muß sagen, obwohl doch nur der Kleine allein diesen Lärm machte und ich nun zwei Jahre meine gute Ruhe damit gehabt hatte, so war mir doch, als ob ich acht und zehn Kinder so dreinschlagen hören müßte, und die Arbeit, ihnen das abzugewöhnen, oder auch nur ein Jahr um das andere immer von neuem es zu verbieten und abzustellen, schien mir härter zu sein, als was ich bisher je an Arbeit und Mühe hatte leisten müssen. Drum besann ich mich wohl. Stand dieses Mal nicht vom Kanapee auf und wartete vielmehr, bis der Größere, der Michel nämlich, einmal zufällig zu mir herüberschaute, und winkte ihm ein wenig mit dem Finger. Da war er zuerst erschrocken, weil er ja nichts angestellt hatte. Dann schaute er vor sich hin, und weil man doch nicht weiß, wie tief etwas in ein Kinderherz eingegraben ist, habe ich selbst gestaunt, als er sich zu dem kleinen Bruder hinwendete, mit dem Finger ebenso winkte wie ich, sein Fäustchen in die Hand nahm, wie ich es ehemals mit dem seinen gemacht, und einmal mit ihm und dem Löffel, den es festhielt, auf den Tisch schlug, einmal auf sein Dächlein, einmal an die irdene Schüssel, und immer dazu sagte: Gell, das tut dem Kopf weh, es tut ihm viel weh, und dem Tisch da und der Schüssel auch! Gell, das gspürst du. So daß der Kleine erst lachte, weil er meinte, daß das ein neues Spiel sei, mit diesem Löffel da, und in seiner baren Unwissenheit gar zu kräftig mittat, um dann ganz nachzulassen und sich herauswinden zu wollen aus der Faust des Größeren. Aber der drohte ihm noch einmal mit dem Finger und sagte, ganz genau wie ich damals gesagt hatte: Das darfst du nicht mehr tun, gell, da schimpft der Vater, und damit den Löffel fahren ließ und nochmals zu mir, der ich wie heute auf unserem Kanapee saß, herüberschielte. Und das war das zweite Kind, und dem dritten habe ich nichts mehr sagen müssen. Ja, wenn man's so nimmt, so hat das eine von den Kindern das andere erzogen. Ich habe von achten nur eines erziehen müssen. »

Und wenn man sah, wie auf einen Wink eine der Töchter eine irdene Schüssel mit gestockter Milch holte und sie nebst einem tüchtigen Brotranken und einem Löffel sorgsam vor die Fremde hinstellte, damit sie sich noch ein wenig stärke vor dem Heimweg (selbstredend ohne daß man ihr die Zehrung irgendwie anrechnete), und wie einer nach dem andern nach einem Griff ins Weihwasser und seinem Segensgruß die Stube verließ, bis alle acht draußen waren und die Alte mit ihrem liebeabgehärmten Wesen auch den Vater mahnte, nun schlafen zu gehen, da schien es mir ratsam, dieses Beispiel auf jeden Fall einmal nicht ganz verkümmern und in Vergessenheit geraten zu lassen.

Regina Ullmann.